

Ursina Steigers Heimweh und Heimgang

Autor(en): **Schmid-Marti, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **47 (1943-1944)**

Heft 16

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pfingsten

Nun tönen die Glocken ferne und nah.
Sie jubeln, frohlocken, „Pfingsten ist da!“
Was flammend erblühte, ist segnend bereit.
Die Wunder der Güte umleuchten uns heut.

Im Brausen und Dröhnen lernt Großes verstehen.
Gott will uns versöhnen im Flammenwehn.
Gott will sich uns neigen in Mühsal und Streit,
Um Wege zu zeigen zur Menschlichkeit.

Erglühet, ihr Geister, im pfingstlichen Hauch
Und dienet dem Meister nach heiligem Brauch.
Damit in dem Schwallen der Völkernot
Ersteige für alle ein Morgenrot!

Johanna Stebel, 1873—1939

Ursina Steigers Heimweh und Heimgang

Es war gute Zeit. Der Frühsommer zog ins Land. Tag um Tag spannte sich ein taufrischer Morgen über die Berge. Die Felder lagen in unbeschreiblicher Fülle, das Korn trieb Ähren, der Roggen zitterte in Blüten, Sensen rauschten in grauschimmernde Wiesen.

Fragt der Tod nach der prunkenden Fülle der Tage? Er geht wie von ungefähr und weiß doch, wo er Einkehr halten will.

Oben steht das kleine Haus des Simon Steiger, am Rande des Bergwalds. Oben erglänzen von fernher silbern die Gipfel im Abend. Auf die schweigende Welt der Berge sinkt Dämmerung.

Wie ein Häuflein Vergangenheit hocht die Hütte am Rand des grünen Spielwaldes: drei windschiefe Fenster, eine rußige Küche, ein magerer Garten, ein wallendes Meer von gefranstem Farn, das ist Simon Steigers Heimstätte und nahe Umgebung. Aber vierzig Jahre hausen er und Frau Ursina hier.

Eines lebt dem andern zulieb in Reden und Schweigen, aber die Jahre sind mehr im Schweigen dahin gegangen. Im schweigenden Einverständnis des einen mit der Art und dem Gehaben des andern. Selten sind Streit und Meinungsverschiedenheiten groß geworden im Steigerhaus.

Wie sehr die beiden voneinander lebten, war ihnen nicht bewußt. Sie hatten die Tage und Jahre aus Gottes Hand genommen und sie mit

Arbeit und Schweigen gefüllt: schweigendes Tragen des einen an der Last des andern, schweigendes Übereinkommen, schweigendes Genießen der lergen Mußestunden. Zwei Leben waren in eins geflossen. Sie hatten sich nicht oft mit dem Gedanken abgegeben, daß es einmal anders sein könnte, und doch wird es an diesem sonnen- und lebensdurchpulsten Tag anders. Der große Lebensbezwinger klopft an und heischt Einlaß. Niemand sah ihn kommen, unversehens steht er am Bett des Alten, dem ein leichtes Unwohlsein am Morgen das Aufstehen verwehrt hatte.

Ursina braut ihrem Mann in der Küche einen Magentee, wie sie den röchelnden Laut aus der Stube vernimmt. Ruhig stellt sie die eiserne Pfanne ins Herdloch, schürt das Feuer, hebt aus dem Wasserkessel die gefüllte Schöpfkelle und leert sie platschend in das Gefäß.

Darauf geht sie sicheren Schrittes in die Stube, um zu sehen was es gibt und woher der Laut kommt. —

An der Türe verhält es ihr den Schritt, denn was sie sieht, vermag ihr ruheboller Geist nicht sogleich zu fassen. Es verstreicht eine geraume Zeit, bis sich aus den Unterschichten ihres Bewußtseins die Erkenntnis herausringt, daß sich im Zustand ihres Mannes etwas geändert haben müsse.

Lang und hager steht sie an der Türe und glockt wortlos hinüber, verzieht keine Miene, und keine

Gebärde verrät ihr Erschrecken. — Allmählich springt Angst auf, ihre Augen weiten sich, Erkenntnis stürzt über sie: dem Mann ist nicht gut, er ist krank, ist — —.

Es ist, als ob sie unter der Bucht des Denkens erstarrte. — Endlich löst sie sich aus dem Rahmen der Türe und schleicht hinüber zum Bett, steht hilflos, beugt sich über ihn und hält den Atem an. — Sie hebt die schwere Arbeitshand und legt sie dem Mann auf die Stirne. Die ist kalt. — Da fährt ein Ruck durch die Frau. Die Gewißheit, daß der Lebensgefährte von ihr gegangen, springt sie an wie ein wildes Tier und sprengt die Fesseln ihrer Gebundenheit. Wie der Blitz durchfährt es sie: der Simon ist tot! —

Ein furchtbares Erschrecken verzerrt sekundenlang ihr gleichmütiges Gesicht. Nicht lange. Langsam schwindet der Ausdruck des Grauens, wandelt sich in witterndes Horchen und grüblerisches Sinnen.

Sie läßt sich lautlos in den Stuhl sinken, der neben dem Bett steht und sieht den Toten an. Sie faltet die Hände im Schoß und versucht den Einbruch des Todes in den friedvollen Bezirk häuslicher Gemeinschaft zu erfassen. Sie redet mit ihrem Mann, als wäre sein Leben noch nicht entflohen:

„Simmi, das wirst du mir nicht antun wollen! Dich so unvermerkt aus dem Leben schleichen, gelt nicht! Das geht nicht an . . . ich bin auch noch da. Schau her, deine Ursina!“ —

So hatte der Mann sie im ersten Ehejahr, als er noch Worte im Mund hatte, gerufen. Wie stand dieses erste Jahr vor ihr auf! Wann hatte das große Schweigen begonnen?

War es die Not ums tägliche Brot gewesen, die alles Reden erschlagen?

Ursina beginnt mit dem Toten zu rechten: „Bin ich dir nicht alle Zeit ein rechtes Eheweib gewesen, he, sag? Was soll ich jetzt allein anfangen, Simmi, ich und die Geißen? Nein, gestorben muß nicht gleich sein, Simmi, oder nur, wenn ich auch gerade mit kann.“

Der Simmi rührt sich nicht.

Die Schatten in der Stube werden tiefer, Verlassenheit wächst aus allen Ecken. Unsicher und verschwommen stehen die dürftigen Möbel in der schwindenden Helle.

Es bleibt still in der Stube. Ursina horcht. Ihr Atem geht laut und ängstlich. Die Stille wächst. . . Nur die Uhr an der Wand tickt. Der Simmi rührt sich nicht.

Da erhebt sich Ursina, geht mit festen Schritten zum Schrank und dreht den kreischenden Schlüssel. Achzend springt die Türe auf. Sie hebt das halb-leinene Gewand vom Nagel, von der Bank herunter ein schneeweißes, flächernes Hemd. Sie breitet beides auf das Bett. Sie verläßt die Stube und kommt mit einer Schüssel Wasser und einem weißen Hanftuch über dem Arm zurück. Unter dem Ofen hervor nimmt sie die schön gewichsten Sonntagschuhe und stellt sie neben das Totenbett. Sie beginnt den Toten zu waschen, streicht ihm sanft die letzte Silbersträhne glatt und faltet die Hände über seiner Brust.

Kein Mensch hätte ihren schweren Arbeitshänden so viel Lindigkeit zugetraut.

Während sie ihn ankleidet, redet sie mit dem Toten so zärtlich, wie sie mit dem Lebenden seit Jahr und Tag nicht geredet hat.

„Simmi, für deine große Reise sollst du anständig gerüstet sein, gelt ja, denk doch, wenn Gott Vater dir die Himmelstüre aufmacht. . . Es soll nicht heißen, dein Eheweib habe sich nicht um sauberes Gewand bemüht. Solch üble Nachrede traf mich auf Erden nicht, geschweige, daß sie im Himmel über mich erginge.“

Und dann, Simmi, vergiß nicht: Tue eine Fürbitte für dein Ursi, daß es dir bald nach kann. Gelt, Simmi, das tußt du! Haben gar lang zusammen geschafft und wollen auch zusammen Ruhe haben!

Viel Steine lagen auf der Erdenstraße. Du liebe Zeit! Aber dort — dort — wie wird das sein? Mein Gott und Vater!“

Das strenge Runzelgesicht glättet sich, aus den verdunkelten Augen bricht Licht. Seligste Verzückung lichtet über das Antlitz. Allem Irdischen entrückt, weilt Ursinas Seele schon in höheren Sphären, im Chor erlöster Geister. Von Zeit zu Zeit murmelt sie dumpf: „Der Himmelvater sei uns gnädig. . .“

Immer heller, strahlender wird ihr Gesicht, den eingefunkenen Mund umspielt ein triumphierendes Lächeln, als wäre ihr plötzlich aus geheimen Quellen Trost und himmlische Labe zugeflossen.

Sie zittert nicht mehr vor dem unbekanntem Grauen. Fast scheint es, als habe sie mit dem Toten ein schweigendes Abkommen getroffen, eine geheime Vereinbarung. Es ist ein wissendes, überlegenes Lächeln in ihrem Gesicht als gedächte sie, etwas heimlich Überlegtes und gut Übersonnenes zu unternehmen, und wäre des guten Gelingens gewiß. —

Sie erhebt sich, nimmt ein Kissen vom Bett und breitet es in die Ofenecke, sie löscht das Licht und legt sich nieder, Der Schlaf überwältigt sie. Für kurze Zeit legen sich die ruhelos kreisenden Gedanken.

Der junge Tag wirft in Simon Steigers Totenkammer eine Flut von Licht und Sonne. Aus tiefen Träumen schreckt Ursina auf. Die müden Augen können die Lichtfülle nicht fassen. Der Leib ist zerschlagen. Auf einmal springt alles in ihr Bewußtsein.

Notdürftig kleidet sie sich an, trägt Stuhl und Fußschemel ans Bett und setzt sich neben den Toten. Vorsichtig hebt sie das Tuch von seinem Antlitz und beginnt mit ihm zu reden.

„Tag, Simmi, wie hast die erste Nacht im Himmel geschlafen?“ Ihre Stimme zittert, als trüge sie das Heimweh nicht mehr, und ihr hingefunkener, hagerer Leib ist wie lebendig gewordene Sehnsucht.

„Aber jetzt sag“, wendet sie sich von neuem an den Entschlafenen, „was soll ich mit der braunen Geiß und mit dem Graswägelein und mit dem neuen Erdäpfelpflüglein? Rate mir, Simmi, ich weiß nicht ein noch aus. Und im Bachried, was meinst, soll ich Wicken für Spätgrasig säen oder z'Äckerfahren für Brotfrucht? Nicht für meinen Unterhalt. Gott bewahre! Ich brauche nichts mehr von dem. — Nur daß der liebe Gott seine Sonne nicht auf die blutte Erde scheinen lassen muß. Nur deswegen!“ So redet sie, begehrt Rat, heischt Auskunft und fleht um Wegleitung. Je mehr sie fragt und redet, desto zübersichtlicher wird sie und gibt sich selber Befehl und Antwort.

Zulezt scheint sie fast froh bewegt.

Zwei Tage später, an einem schwülen, gewitterschwangeren Hochsommertag, fährt in der brennenden Mittagsglut der Leichentwagen den toten Simon Steiger zum Friedhof. Vorhauptig geht Ursina hinter dem Sarg her. Unverwandt starrt

sie zu Boden und bewegt lautlos die Lippen, wie im Gebet. Das weiße Haar klebt ihr feucht an der Stirne. Spitz stechen die mageren Schultern aus dem altmodischen Jäckli. In ihren Augen ist ein unstätes Flackern, um den Mund das geheimnisvolle Lächeln, das niemand begreift. —

Aufrecht und groß geht sie einher, in Haltung und Gebärde ungebroschen. Sie achtet nicht auf die Worte, die der Pfarrer sagt, steht unbewegt am frisch aufgeworfenen Hügel und staunt mit dem Rätselgesicht dem sinkenden Sarge nach.

Auf einmal bückt sie sich, hebt eine lehmige Scholle auf und läßt sie auf den Sarg fallen. Dumpf polternd schlägt sie auf.

„Auf Wiedersehen denn,“ sagt sie mit lauter, fester Stimme, wendet sich und geht davon. Alles gafft ihr nach.

„Es scheint ihr nicht gar tief gegangen zu sein,“ meint die Hagholzbäuerin zu ihrer Nachbarin.

*

Eine Woche später. Ursina breitet auf dem kleinen Äckerchen das Gras aus, das sie am Morgen gemäht. Sie tut es sorgsam und ohne Hast. Es muß doch etwas getan werden in der Leere der Stunden. Die Luft ist unbewegt und schwer von unbekanntem Gerüchen. Ab und zu schaut sie nach der Hütte. Die Stille darum ist nun so groß, daß sie sich umblickt, ob niemand außer ihr da sei.

Ursina ist aufgewachsen im Atem der Felder und der Einsamkeit. Für den Weg, den sie jetzt noch zu gehen hat, gelten die alten Worte nicht mehr, die alten, dürftigen Worte, die sie mit dem Simmi gewechselt in dieser Einsamkeit.

Der Simmi ist beim Herrgott!

Eine furchtbare Müdigkeit fällt über ihre Schultern, ihre Füße, in ihr Herz. Sie möchte etwas haben, daß die leere Stille zugeschüttet würde in der schmerzenden Brust.

Eigentlich hat sie am Morgen zum Waldbrand gehen und ein paar Kräuter für die Ziege abschneiden wollen. Aber die Lust dazu ist ihr vergangen. Morgen wird in Gurtneilen Markt sein. Dorthin wird sie ihre Ziege führen. Die braucht sie nicht mehr. —

*

Andern Tags, der Abend bricht schon herein, kommt Ursina, mit dem Strick in der Hand, rainaufwärts, zwischen den sanftgeschwungenen,

ruhenden Hügeln, ihrer Behausung zu. Im Westen steht eine hohe, blaue Wolkenwand wie ein zackiges Gebirge mit Felsspitzen.

Tief in Gedanken schreitet Ursina, gebückter als sonst, ihre Schritte sind oft ungewiß und stolpernd, wie ein Tappen ins Leere. Einmal hebt sie die Hand und besieht den Strick mit müden Augen. Nun war das Letzte fort, das sie mit dem gewohnten Leben verbunden.

Zu beiden Seiten der Straße steht das Korn hoch, man sieht nichts, außer den Halmen und Ähren, im tiefen Gelb des Ackers hie und da eine Rote oder blaue Konblume.

Ursina geht daran vorbei und schleicht der Hütte zu wie ein stilles Tier. Vielleicht wartet es ganz leise in ihr, daß hier in der nächtlichen Landschaft etwas geschehe. Das Warten ist ohne bittere Ungeduld. Ein Nachtvogel ruft irgendwo im Feld. Es ist ein eintöniger Ruf und unterbricht allein das große Schweigen der Felder. Der herbe Geruch der Birken, das Harz der Fichten, die Kühle der Gräser steht um sie. Ursina ist todmüde. Lang und schwer war heute der Weg nach dem Markort. Das Licht blendete die Augen. Die Füße schmerzten.

Beim Lärchenacker biegt sie vom Feldweg ab und geht querfeldein dem Häuschen zu. Ihre schwarze Schürze streift knisternd die gelben Ähren. Ein andermal hätte sie mit wägender Hand die reifen Ähren auf ihre Schwere geprüft. Sie tut es heute nicht. Die Welt hält sie nicht mehr. Das Unfaßbare des Nichtmehrseins umfängt sie ganz.

Der Weg zum Himmel ist leichter zu finden als der allein zurück ins Leben . . .

Jetzt steht sie vor der Türe, die Hand gleitet suchend in den tiefgründigen Kittelsack. Sie zieht den großen, altväterischen Schlüssel hervor und schließt auf. Kreischend springt der Riegel zurück, und die braune, verräucherte Türe tut sich auf.

„Guten Abend geb dir Gott, Simmi,“ grüßt sie — wie einstmals — in die leere, ruffige Küche. „Jetzt ist die Geiß fort, jetzt bin ich allein, Simmi . . .“ Wie ein Vorwurf klingt es. Ein zitternder Seufzer dringt aus ihrer Brust, ein rauher Ton bricht aus ihrer Kehle. „Der Liebgott läßt mich lange warten, Simmi . . .“ Dumpf grollt

ihre Stimme. „Aber gelt, er hat viel zu tun, bis er überall den Rehr gemacht hat.“ — Sie trägt den unzerstörbaren Glauben an das Wiedersehen in sich.

Grausame Unerfrohenheit springt auf in ihrem Gesicht, als spannte sich ihr Wille zu Ungeheuerlichem.

Aber auf einmal sinkt sie zusammen, ihre hohe, hagere Gestalt wird klein und hinfällig. Sie zieht einen Stuhl herbei und sinkt kraftlos nieder. Das Licht flackert . . . Wie Wolken zieht es ihr an den Augen vorüber, seit Tagen hat sie nichts gegessen.

Einsamkeit schreit aus ihrer Seele, aber der Mund hütet jeden Laut, der über die vertrockneten Lippen brechen will. —

Mannhaft überwindet sie die Schwäche, reckt sich jäh zu steiler Höhe, gießt Milch in die Eisenpfanne und bereitet das einfache Nachtmahl. Als teilte der Tote mit ihr die Mahlzeit, stellt sie zwei Tassen auf den Tisch und legt zwei Löffel daneben.

Sie setzt sich nieder, aber sie ißt nicht und trinkt den Kaffee in kleinen Schlücklein. Die Hand, welche die Tasse zum Munde führt, zittert. Etwas unsagbar Losgelöstes fließt aus Haltung und Gebärden. Wie ein entwurzelter Baum ist sie, der Erde entrückt, und dem Himmel noch nicht zugehörig, so sehr sie den Leib in martervoller Zucht peinigt. Mit eiserner Strenge gebietet sie ihrem Mund, daß er alle Speisen meidet.

Von Stund an lebt sie nur vom Glauben an das Wunder der himmlischen Begegnung.

Sie späht nach dem Fenster. Die Nacht liegt davor, Stille und Schweigen. —

Da wirft sie die mageren Arme lang und schwer über den Tisch hin und vergräbt den Kopf darin. Die dünnen Hände heben sich nicht ab vom altersbraunen Tisch, worauf sie liegen.

Reglos bleibt Ursina sitzen. Mit dem leisen Wind kommt der Geruch des Kornes über die Felder und durch das offene Fenster. Ruhig und hell steht die Sichel des Mondes über den Bäumen.

Geduldig wartet die Einsame auf den Schlaf, der nicht kommen will. Sie möchte schlafen, nichts als schlafen, lang und tief . . . und träumen . . . Aber es ist nicht gut zu träumen in einer solchen

Nacht, denn man erschrickt über den Ruf des Vogels, der hinter den Wiesen weint . . . das Herz beginnt zu schlagen . . . und doch fürchtet Ursina sich nicht vor den Toten.

Ehrfürchtig denkt sie an den Tod. Er ist schön, der Tod, und das einzig Sichere, und durch seine lautlose Stille brechen keine Wünsche mehr . . . Die Zeit ist aufgespart für die Toten . . .

Lautlos schleicht die schwarze Kaze, die auf dem Herd gelegen, zu ihr hin und reibt das weiche Fell an ihrer Schulter.

Ein Zittern läuft durch den Körper der Frau. — Inniger schmiegt das Tier sich an die Verlassene und beginnt laut zu schnurren. Da niemand ihr wehrt, legt sie sich eng an den weißen, vergrabenen Kopf und blinzelt in das Sllämplein.

Der Kopf hebt sich nicht, aber die dürre Hand Ursinas tastet sich auf den Rücken des Tieres und beginnt ihn zu streicheln. Ein Hungern ist in ihr, eine niegekannnte Gier, einem lebenden Wesen Liebes zu erweisen. Aber sie schämt sich auch in dieser Stunde ihrer Zärtlichkeit, darum hebt sie den Blick nicht.

Endlich wühlt sie doch den Kopf aus den bergenden Armen. Blind und verstört sieht sie um sich. Die Stube erscheint ihr fremd. Nur das Rauschen der hohen Bäume redet zu ihr . . . Friede ist in ihr und um sie. —

Alles Leben scheint aus ihrem Antlitz entflohen. Der Mund zuckt beständig. Wolken der Trübsal sinken auf sie nieder . . .

Sie steht vom Stuhl auf, tritt an den Küchenschrank, gießt Milch aus dem rotgeblühten Topf in einen Teller und trägt ihn randvoll, mit zitternden Händen zum Tisch. Sie stellt ihn vor die Kaze hin. Träg und ohne Eile erhebt sich das Tier, streckt sich lässig und fährt gierig, mit rotem Zünglein in die weiße Labsal. —

Wieder läßt sich Ursina am Tisch nieder. Sie rückt den Stuhl hart neben das trinkende Tier. Der tröstliche Laut des schnalzenden Züngleins klingt ihr wie Musik in die grenzenlose Stille. Hingegen lauscht sie darauf.

Sie legt die Arme auf den Tisch und faltet die Hände. Aber bald sinkt ihr Kopf wieder vornüber und birgt sich in den Händen.

Die Kaze hat den Teller geleert und beginnt wohligh zu schnurren, bis sie sich lang ausstreckt, den Leib eng an den weißen Scheitel geschmiegt.

Nun wird es still in der Küche. Ein wenig flackert das Licht. — Die Kaze atmet hörbar laut. — Schwache Sternenhelle gleitet durch das kleine, schmale Fenster, flüsternder Wind streicht durch schweigende Bäume . . .

Die Nacht, in der Ursinas unerschütterlich ringender Wille alle Fesseln irdischen Daseins sprengt und ihre Seele sich zu den Sphären ewigen Lichtes erhebt, wo es ihr vergönnt sein wird, in das strahlende Auge der Ewigkeit zu schauen, ist still und schön . . .

Unmerklich rückt über ihr die Ewigkeit ihren Sternenzeiger.

Frieda Schmid-Marti

AM SEE

Im wogenden Schilf harft der Abendwind;
Beugt in losem Spiel die ragenden Rohre,
Die von blauen Wellen umschmeichelt sind;
Wölbt über Wasserrosen hohe Tore . . .

Und bunte Boote durchfurchen den See;
Versinken tief in azurne Ferne;
Durchkreuzen im Westen die Bahn der Sterne,
Mit Segeln, blinkend wie Firnenschnee.

Ich warte still in das Dämmern hinein,
Und horche auf deine nahenden Schritte:
Erhöre heute der Sehnsucht Bitte,
Und komme, Geliebte, im letzten Schein . . .

Johannes Vincent Venner